

Literaturkritik

Francesco Mari, *Le héros comme il faut. Codes de comportement et contextes sociaux dans l'épopée homérique*, Paris (De Boccard) 2019 (Études d'archéologie et d'histoire ancienne), 292 S., ISBN 978-2-7018-0596-2 (brosch.), € 39,–

Besprochen von **Jan B. Meister**, E-Mail: jan.meister@unibe.ch

<https://doi.org/10.1515/klio-2022-2005>

Francesco M(ari) möchte die Formen guten Benehmens, die „politesse“, in den Epen Homers analysieren. Seine Untersuchung gliedert sich in zwei Teile: In einem ersten Teil (33–115) werden in vier Kapiteln die methodischen Grundlagen erläutert, während dann im zweiten Teil (119–251) einzelne Szenen der Epen analysiert werden. Der Eindruck, den das Buch hinterlässt, ist ebenfalls zweigeteilt: Während die Einzelanalysen in vielen Punkten erhellend sind, ergeben sich mit Blick auf den methodisch-konzeptionellen Zugriff mehrere kritische Nachfragen. Dies betrifft vor allem den ersten Teil des Buchs.

Wie M. gleich in der Einleitung darlegt, sei die antike „politesse“ dadurch gekennzeichnet, dass sie eng mit moralischen Kategorien verbunden sei. So spricht Thersites in der Ilias nicht nur entgegen der Ordnung (*ou kata kosmon*), sondern ist auch hässlich und hat einen schlechten Charakter. Dass höfliche Umgangsformen sich von moralischen Bewertungen entkoppelt hätten, sei eine moderne Erscheinungsform, die man als Autonomisierung der Höflichkeit ansehen könne. Dieser an sich spannende Grundgedanke wird dann in den darauffolgenden Kapiteln weiter vertieft, aber auch übersteigert. So möchte M. bei den archaischen Griechen eine „sozio-ästhetische“ Betrachtungsweise ausmachen, bei der Äußeres und Inneres als Einheit gesehen werde, weshalb die frühen Griechen unter einer steten „tyrannie du regard“ (so der Titel des ersten Kapitels) gestanden hätten. Erst im fünften Jahrhundert sei dann die Vorstellung einer vom Körper autonomen Seele aufgekommen und die zuvor selbstverständliche Übereinstimmung von Äußerem und Innerem habe angefangen brüchig zu werden.

Man wird dem nicht gänzlich alle Plausibilität absprechen, aber doch zwei gewichtige Einwände formulieren: Der erste betrifft die Quellenlage, die bekanntlich vor dem fünften Jahrhundert ziemlich dürftig ist. M.s „sozio-ästhetisches“ Zeitalter fällt just mit dieser quellenarmen Zeit zusammen und endet bezeichnenderweise in dem Moment, wo die Quellen wieder reichlicher fließen. Dass M. dabei die „petit nombre de voix allant à contrecourant“ (57) einfach beiseite wischt, ist (zumal es so wenige denn auch nicht sind) methodisch schwierig und seine Argumentation, dass bei Theognis ein täuschendes äußeres Verhalten auf einen täuschenden Charakter verweise, vermag nur bedingt zu überzeugen. M. möchte

in der „sozio-ästhetischen“ Betrachtungsweise eine grundsätzliche Alterität zur Moderne (wie auch zu späteren antiken Epochen) erkennen, scheint dabei aber, dies der zweite Einwand, zumindest teilweise einer rezeptionsgeschichtlichen Chimäre aufzusitzen. So analysiert er zwar in seinem zweiten Kapitel vorbildlich, wie der französische Begriff der „politesse“ im Zuge der französischen Revolution umgedeutet und als eine reine äußere Form ohne Inhalt diskreditiert wurde, sieht aber nicht, dass aus derselben bürgerlichen Abgrenzungsbewegung heraus im deutschen Neuhumanismus die Griechen zu einem Idealbild verklärt wurden, das ziemlich genau M.s „sozio-ästhetischem“ Programm entspricht und in den Altertumswissenschaften (bis hin zu den von M. zitierten Gewährsmännern wie etwa Werner Jaeger) eine lange Karriere haben sollte. Die ganzen Überlegungen zur „Sozio-Ästhetik“, die sehr viel Raum einnehmen und primär konzeptionell erörtert, aber kaum durch Quellen belegt werden, werfen daher zwar interessante Fragen auf, vermögen aber in der Absolutheit, wie M. sie darlegt, nicht zu überzeugen.

Ebenfalls nur bedingt zu überzeugen vermögen M.s Ausführungen zu Homer als Quelle: Inspiriert von Norbert Elias sucht er nach Handbüchern für gutes Benehmen, um die „politesse“ der Archaik zu rekonstruieren. Da die vermeintliche „Sozio-Ästhetik“ im fünften Jahrhundert anfängt, brüchig zu werden, kommen spätere Abhandlungen nicht in Frage. Er versucht daher (in Kapitel 3) zu argumentieren, dass die homerischen Epen als ein solches „manuel de politesse“ gelesen werden können – schließlich habe Platon Homer den Lehrer von Hellas genannt. Die homerischen Epen verdanken ihren prominenten Status aber nicht zuletzt dem Umstand, dass sie eben keine einfache moralische Botschaft transportieren, sondern ambivalent und vielschichtig sind. Wenn man den Text mit Blick auf seinen herausragenden Status für die antike Bildung als „manuel“ guten Benehmens lesen möchte, müsste man die zeitbedingten Lektüren und die damit verbundenen selektiven Transformationen der Inhalte in den Blick nehmen, eine Analyse der entkontextualisierten Epen ist hier wenig zielführend. Bei der kontroversen Frage rund um die Datierung und die historische Situierung der in den Epen geschilderten Gesellschaft bleibt M. vage, bzw. geht mit Nagy von einem sich durch den mündlichen Vortrag stets verändernden Text aus, ohne sich aber klar festzulegen, was das nun für den vorliegenden Text und die darin geschilderten sozialen Strukturen genau bedeutet.

Insofern ist vieles, was M. konzeptionell entwirft, unbefriedigend. Glücklicherweise für das Buch ist das für die nachfolgende Analyse der Epen nicht weiter von Belang. Denn letztlich geht es M. – nachdem er sich umständlich von soziolinguistischen Ansätzen abgegrenzt hat – primär darum, Verhaltensformen bei Homer mit Hilfe von Goffman zu analysieren, wobei er betont, dass homerische *timē* und Goffmans Konzept des „face“, die es beide in der Interaktion zu

wahren (bzw. zu konstituieren) gilt, eine große Schnittmenge aufweisen. Als Analyseraster schlägt er vor, homerische Interaktionsszenen mit Blick auf die dort vorhandene Autoritätsstruktur und die soziale Dichte (gemeint sind die Menge der anwesenden Personen sowie die Menge der geteilten symbolischen Formen) zu untersuchen.

Das ist ein Vorgehen, das sehr wohl zu überzeugen vermag, wie die Analysen im zweiten Teil der Arbeit zeigen. Hier untersucht M. in drei Kapiteln erst die Dialogsituationen zwischen einzelnen Akteuren (119–152), um dann Verhaltensformen im häuslichen Bereich zu analysieren (153–220) und schließlich Interaktionssituationen in größeren außerhäuslichen Versammlungen (221–251). Im Fokus steht dabei die Frage, wie die Akteure versuchen, auf Basis geteilter sozialer Wertvorstellungen ihre *timē* zu wahren und welche Rolle dabei die „politesses“ beziehungsweise ihre gezielte Missachtung spielt. So werden Dialogsituationen anhand der Auseinandersetzung von Achill und Agamemnon im ersten Gesang der Ilias analysiert, wobei M. bewusst ausblendet, dass sich dies in einer Heeresversammlung abspielt und die Situation (zusammen mit weiteren Beispielen) als Fallstudie nimmt, um die Grundformen (un)höflichen Verhaltens zu erörtern. Vergleiche etwa mit dem unheroischen Ziegenhirten Melanthios in der Odyssee oder den Göttern zeigen, dass Umgangsformen und die damit verbundenen Werte trotz Nuancen im Detail auch über den engeren Kreis der elitären Helden Verbindlichkeit beanspruchen können. Das nachfolgende Kapitel zu den Interaktionsformen im Haus ist m. E. das stärkste der Arbeit. Hier gelingt es M., die ritualisierten Formen der Gastfreundschaft mit der architektonischen Struktur des Hauses und der Autorität des Hausherrn (bzw. der Hausherrin) in Verbindung zu bringen. Die Analysekategorien „Autorität“ und „soziale Dichte“ erweisen sich hier als besonders fruchtbar. Das abschließende, eher kurz gehaltene Kapitel zu Versammlungen beginnt mit Götterversammlungen, die noch eine gewisse Überschneidung zu häuslichen Kontexten aufweisen, um dann die berühmte Thersites-Episode zu analysieren und schließlich auf die Konflikte bei Wettkämpfen einzugehen.

In allen Fällen gelingt es M. deutlich zu machen, wie Höflichkeit gezielt eingesetzt wird, um soziale Situationen zu definieren, und wie dabei jeweils wechselseitig die eigene *timē* und diejenige der anderen konstituiert wird. Wie jeder Homer-Interpretator kämpft auch M. damit, dass nicht alles neu ist, trotzdem lesen sich seine Analysen mehrheitlich mit Gewinn und öffnen den Blick für die soziale Sprengkraft, die in homerischen Umgangsformen liegt, bei denen stets auch der Status der Beteiligten bestätigt oder herausgefordert wird.

In der „Conclusion“ (253–262) versucht M., seine Homeranalyse nochmals in den größeren Kontext der vermeintlich archaischen „Sozio-Ästhetik“ zu stellen und Homer als „manuel“ in eine Entwicklungsgeschichte antiker Umgangs-

formen einzufügen. Die eingangs formulierten Kritikpunkte kann er aber nicht entschärfen. So bleibt am Ende eine oft scharfsinnige, aber letztlich auf den Text der Epen beschränkte Analyse homerischer Umgangsformen und sozialer Normen – dass Mari darüber hinaus nach einer historischen Einordnung in eine gesellschaftliche Entwicklungsgeschichte fragt, ist zu begrüßen, und auch wenn seine Antworten den Rezensenten nicht zu überzeugen vermochten, ist doch zu hoffen, dass er eine Debatte angestoßen hat.